

durch das Material und die Methoden nicht gedeckt sind. Es scheint, als wenn sich einem vorgegebenen Interpretationsschema auch widerständige Sachverhalte fügen müssen. So wird apodiktisch festgestellt, dass es den Kandidaten nicht in erster Linie um materiellen Gewinn geht (S. 201). Aber zwei Interviews mit Teilnehmern der Show können wohl nicht die Möglichkeit ausschließen, dass sich Traumpaare primär wegen der zu erwartenden Sachpreise und Geschenke, deren Wert auch im fünfstelligen Bereich liegen kann, für die „Traumhochzeit“ oder andere Formate des performativen Fernsehens melden. Schließlich gibt es genügend Freiwillige, die sich wegen materieller Gewinne sogar mit völlig Fremden in einen Wohncontainer begeben.

Überhaupt ist nicht nachvollziehbar, wie die umfangreichen methodischen Überlegungen (S. 45ff.) in der Untersuchung zum Tragen kommen. Zuweilen, so zum Beispiel bei der Interpretation des Interviews mit dem Kandidatenpaar Eva und Ralf, geht der Autor, wie er selbst zugibt, von einer „schlichten Hermeneutik“ (S. 155) aus. Vielleicht sind es – genau so wie bei Big Brother – wenig religiöse Motive, die junge Paare ins Fernsehstudio bringen. Auch das Bedürfnis nach Beachtung könnte die Kandidaten dazu veranlassen, ihr Treueversprechen vor einem Millionenpublikum abzugeben. Der Verfasser vermag mit Hilfe seines Auswertungsverfahrens diese These ebenso wenig auszuschließen wie andere, zum Beispiel die, dass bei der Traumhochzeit die „Erlebnisrationalität“ im Vordergrund steht. Am wenigsten dürften es die von Reichertz zitierten Scheidungsziffern sein, die – in der Hoffnung auf Stabilisierung – die Paare bei Linda de Mol vorstellig werden lassen. Auch die Frage „Halten die Ehen der Traumhochzeitspaare wirklich länger?“ (S. 211) führt an die Grenze des empirisch Verkräftbaren.

Die eher randständig behandelten Surprise-Shows bieten gleichfalls nicht mehr Belege für die religiös-kirchlichen Funktionen dieser Fernsehformate. Mag sein, dass das Medium und seine rheinisch-niederländischen Repräsentanten Wünsche erfüllen, manchmal auch auf wunderbare Art und Weise. Aber wird damit ein grundlegender Funktionswandel im Kontext langfristiger sozialer Differenzierungsprozesse bestätigt? Zwischendurch ist performatives Fernsehen, wie Reichertz feststellt, auch „Turnier“ und „Groschenroman“

(S. 147). An anderer Stelle wiederum wird herausgearbeitet, dass das Fernsehen ein funktionales Äquivalent für Pädagogik (!) sei. Gerade eine allgemein kulturwissenschaftliche Fragestellung bedarf einer stringenten Bearbeitung. Reichertz nimmt zu viele Argumentationslinien auf und hinterlässt Verwirrung. Wenn das Fernsehen die Kirchen beerbt, werden die religiösen Tendenzen ja wohl noch zunehmen. Im Augenblick ist davon aber nicht viel zu spüren.

Klaus Plake

Annette von Kalckreuth Geschlechtsspezifische Vielfalt im Rundfunk

Ansätze zur Regulierung von Geschlechterrollenklišees

Baden-Baden: Nomos 2000. – 245 S.

ISBN 3-7890-6693-1

„Die Verpflichtung des Rundfunks zu Pluralität bindet ihn [daher] auch an die Darstellung und Vermittlung der unterschiedlichen Lebensrealitäten der Bevölkerung, und zwar sowohl der männlichen als auch der weiblichen. Was ein vielfältiges Frauenbild anbelangt, wird der Rundfunk diesem Anspruch in seinen Programmen jedoch nicht gerecht“ (S. 17). Mit dieser Hypothese eröffnet die Autorin die Einleitung ihres ursprünglich an der Universität Augsburg als juristische Dissertation entstandenen Werks, das auf fast 250 Seiten eine zermürende Vielzahl von Feldern beschreibt, auf denen es im Bereich des Rundfunks um die Gleichberechtigung der Geschlechter (tatsächlich oder vermeintlich) schlecht bestellt ist. Die präzise und – wie in juristischen Arbeiten üblich – detaillierte Gliederung des Werkes verstärkt diesen Eindruck noch, zumal die – sehr hilfreichen – Zusammenfassungen am Ende der Kapitel jeweils wie Variationen desselben Themas anmuten. Diese Wiederholungen sind freilich nicht der Autorin anzulasten: Wer sich wie sie aufmacht, die „(...) rechtlichen Rahmenbedingungen, unter denen die Ausstrahlung des stereotypen Frauenbildes erfolgt bzw. unter denen eine Regulierung des Fernsehfrauenbildes möglich ist (...)“ (S. 18), einer umfassenden Analyse zu unterziehen, der darf sich auf traurige Déjà-vu-Erlebnisse gefasst machen.

Die Arbeit konzentriert sich fast ausschließlich auf das Fernsehen und dort wiederum auf

den Programmbereich, die besondere Problematik des Frauenbildes in der Werbung bleibt demnach unberücksichtigt. Ziel der Untersuchung ist zu ermitteln, wie Geschlechterrollenklišees im Rundfunk durch rechtliche Steuerung – und zwar sowohl im Hinblick auf die programmliche als auch im Hinblick auf die personelle Ebene – vermieden werden können und „(...) die bestehende Bandbreite weiblicher Lebensrealitäten angemessen zum Ausdruck gelangen (...)“ (S. 22) kann.

Im ersten Kapitel „Das Frauenbild im Rundfunk und seine Wirkungen“ versucht die Autorin zunächst eine „Bestandsaufnahme der Stereotypisierung und Sexualisierung von Frauen im Rundfunk“ (S. 23). Dieses Kapitel ist eines der schwächeren des Buches. Die Wirkungsdebatte wird naturgemäß sehr verkürzt wiedergegeben, und auch die mangelnde Differenzierung der Darstellung von programmlicher und personeller Ebene im Unterkapitel „Die geschlechtsstereotype Darstellung von Frauen im Rundfunk“, das sich faktisch nicht nur mit der Darstellung, sondern auch mit der Repräsentanz von Frauen im Rundfunk befasst, trägt nicht zur Deutlichkeit bei. So muss dieses Kapitel, in dem die Ergebnisse zahlreicher mehr oder weniger einschlägiger Studien nur sehr knapp referiert werden können, selbst mit einigen Stereotypen leben, etwa der Aussage, Frauen seien im Fernsehen „(...) in der Mehrheit sexuell attraktiv und provokativ angezogen(...)“ (S. 36) oder der – nicht zutreffenden – Behauptung, Kinder säßen „immer häufiger und länger“ vor dem Fernsehgerät (S. 52).

Die folgenden Kapitel sind weitaus erhellen-der. Das zweite Kapitel befasst sich mit den verfassungsrechtlichen Implikationen für eine Regulierung von Geschlechterrollenklišees im Fernsehen. Die Autorin schlägt dabei vor, den „(...) Defiziten abwehrrechtlicher Grundrechtsdogmatik (...)“ (S. 55), die sich beispielsweise als blind für die strukturelle Benachteiligung von Frauen erweise, durch das Einbeziehen objektiv-rechtlicher Grundrechtsdimensionen zu begegnen. Sie kommt zu dem Schluss: „Nur durch eine geschlechtsspezifische Betrachtungsweise der Rundfunkfreiheit können die Defizite in der Wahrnehmung grundrechtlich geschützter Freiheiten für Frauen sichtbar werden“ (S. 87). Von Kalckreuth hält es für zulässig (und wohl auch für geboten), wenn der Gesetzgeber ein Kriterium „geschlechtsspezifische Vielfalt“ entwickeln

und regeln würde, denn gerade „staatliche Abstinenz“ (S. 57) könne hier dazu beitragen, Grundrechtsgewährleistungen zu stören. Vorschläge für eine mögliche Ausgestaltung des gesetzlichen Rahmens macht die Autorin im weiteren Verlauf der Arbeit immer wieder, nachdem sie im dritten Kapitel die entsprechenden normativen Grundlagen aufbereitet hat. Dabei weist sie nicht wenige der bestehenden gesetzlichen Grundlagen als „blutleere[r] Verweis[e]“ (das Gebot der Meinungsvielfalt, S. 91) oder „nicht umsetzbare[n] normative[n] Proklamation“ (die verschiedenen Gleichberechtigungsklauseln der Landesmediengesetze, S. 97) zurück, die ihr kaum operationalisierbar und insofern ungeeignet für die Absicherung eines vielfältigen und gleichberechtigten Frauenbildes scheinen. Insbesondere die Programmnormen seien zurzeit in hohem Maße auf die Konkretisierung durch Rundfunkanstalten und Rundfunkaufsicht angewiesen. Wie und in welchem Maße dies bereits erfolgt, untersucht die Autorin für den öffentlich-rechtlichen (Kapitel 4) und den privaten (Kapitel 5) Rundfunk separat. Ausführlich werden hier redaktionelle Maßnahmen, Frauenfördermaßnahmen, formalisierte (Beschwerde-)Verfahren der Aufsichtsinstanzen (Rundfunkräte und Landesmedienanstalten) und (tatsächliche oder vermeintliche) Defizite der Kontrolle unter die Lupe genommen. Das Fazit der Autorin: Im Bereich der öffentlich-rechtlichen Veranstalter stellt sie „(...) eine sehr begrenzte Sensibilisierung (...)“ (S. 138) fest, im Bereich der privaten Veranstalter „(...) ein relativ diffuses Problembewusstsein (...)“ (S. 156). Struktureller Konservatismus des Systems sei zu beklagen, daneben fehlten Sanktionsmittel oder überhaupt die Kenntnis sanktionsfähiger Vorgänge.

Ganz anders dagegen, so schildert es die Autorin im ländervergleichenden sechsten Kapitel, sei es in Kanada, wo die Regulierung von Geschlechterrollenklišees bereits einen deutlichen Vorsprung habe. Zwar habe sich keines der in Kanada erprobten diesbezüglichen Regulierungsmodelle wirklich bewährt, aber es habe sich ein Bewusstsein für das Thema entwickelt. Ob man sich ein Pendant der kanadischen „Guidelines on Sex-Role Portrayal“, die die Autorin im Anhang des Buches abdruckt, wirklich wünschen sollte? Immerhin hat man es dort mit durchaus komplexen Leitlinien wie der folgenden zu tun: „Stereotyping in CBC programs is acceptable only when it is essential

to the realization of a program purpose.“ Viel Fantasie braucht man nicht, um sich auszumalen, wie Veranstalter und Regulierer auch hierzulande in endlosen Debatten die Frage der dramaturgischen (Nicht-)Notwendigkeit stereotyper Darstellungen diskutieren würden, gäbe es eine entsprechende konkretisierende Vorschrift.

Man muss der Autorin zugute halten, dass ihr dieses Problem wohl bewusst ist. Sie schließt ihre Arbeit daher mit einer Vielzahl höchst unterschiedlicher Vorschläge zur Regulierung von Geschlechtsrollenklišees ab. Vordringlich scheinen ihr dabei der Erlass eines ergänzenden Programmgrundsatzes zur Herstellung geschlechtsspezifischer Vielfalt einschließlich der entsprechenden Konkretisierungen (in Form etwa von Richtlinien oder Strukturkonzepten) sowie das weite Feld der personellen Frauenförderung. Viele dieser Vorschläge wird man weitaus schneller gutheißen als umsetzen können, andere wiederum scheinen schon recht weit von der Praxis entfernt – etwa der Gedanke, Zulassungsverfahren grundsätzlich als öffentliche Anhörungen durchzuführen, in denen sich die Zuschauer „ein Bild über die Eignung des Bewerbers“ (S. 199) machen können. Es spricht aber für das Buch, dass die Autorin auf allen Ebenen nach Lösungen des von ihr als Problem beschriebenen Phänomens sucht – und dies tut sie in sehr übersichtlicher, bis auf wenige Ausnahmen sorgfältig recherchiert und auch für Nicht-Juristen gut verständlicher Form. Wer einen substanziellen Überblick über die entsprechende Forschung sucht, der wird ihn in diesem Buch nicht finden. Eine gute Anschaffung ist es jedoch für diejenigen, die sich einen Überblick über die – mindestens aus weiblicher Perspektive oft mit Recht so bezeichneten – Schwächen des Systems verschaffen wollen – und über Möglichkeiten, kleinere oder größere Schritte in eine andere Richtung zu tun. Dass das Buch die Leser trotz dieser Fülle an Informationen recht ratlos zurücklässt, muss denn auch nicht am Buch liegen.

Dagmar Schütte

Klaus Kamps (Hrsg.)

Trans-Atlantik – Trans-Portabel?

Die Amerikanisierungsthese in der politischen Kommunikation.

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000. – 340 S.

ISBN 3-531-13508-2

Nur selten passiert es, dass Kommunikationsphänomene zur selben Zeit sowohl auf wissenschaftliche als auch auf publizistische Resonanz stoßen – und sich dann auch noch derselben Begrifflichkeiten bedienen. Die so genannte „Amerikanisierung“ der politischen Kommunikation ist einer dieser Fälle. Zuletzt haben insbesondere der Bundestagswahlkampf 1998 und der nordrhein-westfälische Landtagswahlkampf 2000 in diesem Zusammenhang für eine Fülle meist kritischer und besorgter Medienstimmen gesorgt, die im Import von Wahlkampfelementen aus den USA das beginnende Ende der politischen Kommunikationskultur in Deutschland sahen.

Entgegen derartiger publizistischer Stereotype, die „Amerikanisierung“ als moderne Form der Kolonialisierung betrachten, bemühen sich die seit Mitte der neunziger Jahre sprunghaft angestiegenen wissenschaftlichen Publikationen zumeist um eine differenziertere Analyse der vielfältigen Veränderungen der politischen Kommunikation in Deutschland. Hier reiht sich der vorliegende Sammelband nahtlos ein. Aus unterschiedlichen Perspektiven werden in insgesamt sechzehn Beiträgen Ursachen, Symptome und Einzelphänomene der so genannten „Amerikanisierungsthese“ beleuchtet.

Präsentiert werden zunächst drei theoriegeleitete bzw. begriffsdefinitorische Beiträge (Klaus Kamps, Patrick Donges, Christina Holtz-Bacha), deren Anspruch es ist, den diffusen Catch-All-Begriff „Amerikanisierung“ zu entwirren und von seinen negativen Konnotationen zu befreien. Als Einstieg zu empfehlen ist hier vor allem der Beitrag von Donges, der die verschiedenen Implikationen, Subjekte und Gegenstände der Amerikanisierungsthese ausdifferenziert und sie mit Globalisierungs- und Modernisierungsansätzen konfrontiert. Dabei wird deutlich, dass es bei der Frage der „Amerikanisierung“ vor allem um den Grad der Professionalisierung moderner politischer Kommunikation geht. Noch unklar